



«Der Geltstag»: Ein wenig bekannter Roman Gotthelfs über den Niedergang einer Wirtschaft «nach der neuen Mode»

Ein Roman, geschrieben «in vaterländischem Zorn»

«Der Geltstag» gehört zu Gotthelfs weniger bekannten Romanen. Grosses Echo löst er schon damals nicht aus – eine Zweitaufgabe erlebt der Schriftsteller nicht. Anders als in den grossen «klassischen» Werken: Der Bauernstand wird hier nicht verklärt – eine Gastwirtschaft ist der Schauplatz, die «Gnepfi». Negativ ist der Ton, dunkel die Stimmung, Humor und Heiterkeit gibt es kaum. Dafür bitteren Realismus. Ein politischer, anklägerischer Zeitroman ist der «Geltstag», vergleichbar mit früheren sozialkritischen Werken, dem «Bauernspiegel», der «Armennot», der Alkoholgeschichte um die «Fünf Mädchen».

Mit seinem ersten Roman «Der Bauernspiegel» wird 1836 aus dem Pfarrer Albert Bitzius der Schriftsteller Jeremias Gotthelf. Es geht um das Elend der Verdingkinder, einen Spiegel hält er den Bauern vor: Scharf klagt er den Missbrauch der Kinder an. In den folgenden Jahren erscheinen unzählige Romane und Erzählungen: «Wassernot im Emmental», «Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen», «Leiden und Freuden eines Schulmeisters», «Die Armennot», «Uli der Knecht», «Die schwarze Spinne», «Elsi die seltsame Magd», «Anne Bäbi Jowäger», «Geld und Geist» und andere mehr!

1845 beginnt er dann mit «Jakobs Wanderungen», entschliesst sich, eine Fortsetzung des Uli-Romans zu verfassen – und schreibt den «Geltstag». Eine kreative Phase sind diese Jahre: «Käthi die Grossmutter» erscheint bald darauf, «Die Käserei in der Vehfreude», «Uli der Pächter»...



Raffinierter Einstieg:
Der Roman beginnt gleich
mit einer Beerdigung

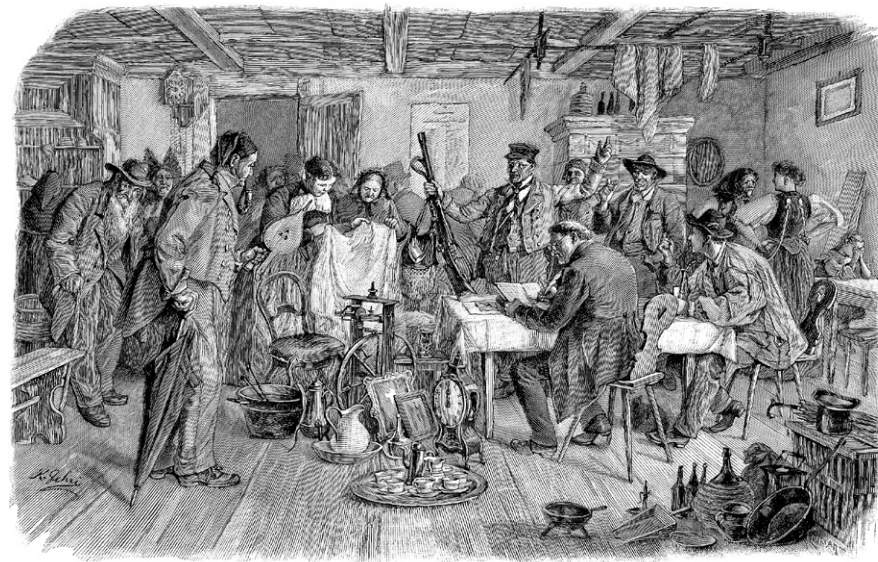
Gesellschaft im moralischen Zerfall – der Staat ist schuld

Allenthalben sieht Gotthelf Zeichen des Zerfalls: Verlotterung des Rechtswesens, Egoismus, Sucht nach Reichtum und Besitz, schändliches Treiben von Juristen

und Wucherern, Untergrabung von Familiensinn und Kindererziehung, zunehmender Unglaube, das Fehlen von Religion. Exemplarisch beschreibt er an der «Gnepfi» diesen moralischen Niedergang. Eine der grössten Sünden der liberalen Regierung ist in Gotthelfs Augen die grosszügige Vergabe von Konzessionen zur Führung von Gasthöfen. Die Revolution von 1831 bringt im Kanton Bern neu die durchaus positive Handels- und Gewerbefreiheit, aber diese führt auch zu Exzessen: 400 Gasthöfe und Pinten gibt es im Revolutionsjahr, bereits 1300 drei Jahre später! Die large Vergabe-Praxis zieht allerlei zwielichtige Figuren mit «Halbschoppenbildung» an, welche das schnelle Geld machen wollen: «Bären», «Sternen», entstehen landauf, landab, «Ochsen», «Hirschen» oder «Löwen». Nur ein Ziel haben auch Steffen und Eisi, die beiden Hauptfiguren des Romans: «Möglichst ring reich werden». Mit Unwissen und Dummheit wirtschaften sie ihre Pinte aber herunter. Der Weg in den Bankrott ist nach Steffens Tod nur kurz.

Harte Arbeit ist Gotthelfs Erfolgsrezept

Heinrich Maurer, einem Studienfreund aus Göttinger Zeiten, schreibt Gotthelf: «Nicht durch Kneipen ist das Bernervolk reich geworden, sondern durch Arbeit... Wir sind von Natur aus ein armes Volk, der Himmel über uns gibt uns nichts im Schlafe; aber unter diesem Himmel müssen wir brav essen und warm gekleidet sein, wenn es uns wohl gehen soll. Und um dies zu können, müssen wir hart arbeiten, und um hart arbeiten zu können, müssen wir gesund schlafen und die gehörige Zeit, um früh aufstehen zu können, mit klarem Auge, gestärktem Körper und munterer Arbeitslust». Und genau diese Tugenden, so fürchtet Gotthelf, gehen verloren, wenn in der Pinte die Männer ihr Geld verjubeln, spätabends betrunken heimkommen.



Alles muss fort an der Versteigerung: Geschirr, die Uhr, der Spiegel – auch Steffens Jagdflinte

Charakterloses Ehepaar

Repräsentanten dieser neuen Zeit sind Steffen und Eisi: Charakterlos, egoistisch – und ungebildet: «Sie lasen gar nichts, nicht einmal eine Zeitung, geschweige denn ein Buch, kein Weltbuch, Geistliches erst recht nicht». Träge ist Steffen und schwach, will Liebskind bei allen sein. Mit Geld kann er nicht umgehen, bestellt Wein beim Händler, ohne ans Zahlen zu denken, spendiert in der Gaststube immer noch eine letzte Runde. In tiefen Hass verwandelt hat sich die ursprüngliche Liebe zu seiner Frau. Ein hoffärtiges Weib ist Eisi, kindisch und eitel, dumm und triebhaft. Sieht sie etwas, das ihr gefällt, muss sie es haben, koste es, was es wolle! Vom Rühmen kann sie nicht genug bekommen. Möglichst schnell steht sie nach einer Kindbetti wieder auf, nur um zu hören, was für eine tolle Frau sie doch sei! Aber um die vielen Kinder kümmern sich beide nicht: Gottlos wachsen sie auf, wild und ungezogen.

Raffinierte Erzählstruktur

Gotthelf erzählt meist linear und gradlinig. Einen bemerkenswert dramatischen Einstieg hingegen hat der «Geltstag»: Gleich mit einer Beerdigung beginnt er – nicht einmal den Namen des Toten vernehmen wir. Nach und nach erst erfahren wir, dass der Verstorbene der Wirt der «Gnepfi» ist und wie es zum «Geltstag» kommt, der dem Roman den Namen gibt.

Ihr verschwenderisches, gottloses Leben führt Eisi nämlich nach Steffens Tod weiter. Nur widerwillig macht sie

etwa mit, wenn die kleine Anne Liseli sie bittet, doch mit ihr für den verstorbenen Ätti zu beten. Es kommt, wie es kommen muss: Der Geltstag ist unvermeidlich. Hier nun arbeitet der Dichter mit einem raffinierten Stilmittel: Bei jedem grösseren Gegenstand, der versteigert wird, unterbricht er die Handlung und blickt zurück, fast wie in einer filmischen Rückblende. Er zeigt, wie der Kinderwagen erworben wurde, der grosse Spiegel, die Jagdflinte oder das Chaisli – und erklärt daran den Niedergang der «Gnepfi».

Kein Happy End auf der «Gnepfi»

Gierig versuchen alle, an der Versteigerung einen Gegenstand zu ergattern, egal ob man ihn braucht, egal

ob er kaputt ist. Hauptsache: Man macht ein Schnäppchen und kann Eisi schaden! Gemeinderäte und Weibel, Schreiber und Juristen betreiben ein Doppelspiel und betrügen Eisi. Im leeren Haus bleibt nach der Versteigerung kaum etwas übrig – zwei Betten sind einzig noch da! Ein tristes Bild, das Gotthelf zeichnet.

Wie in anderen Romanen erscheint mit dem «Götti» zum Schluss eine rettende Gestalt, ähnlich dem Hauptmann Bonjour im «Bauernspiegel», dem Wehrdi im «Schulmeister» oder dem Hagelhaus im «Uli». Diese Figuren stehen den Protagonisten als Helfer zur Seite. Der «Götti» jedoch verzweifelt fast angesichts der Situation: Frech und ungezogen sind die Kinder, unzufrieden und mürrisch ist Eisi. Ein Zuhause beim Götti und seiner Frau finden bloss die zwei jüngsten Kinder. Offen bleibt das Schicksal der anderen Geschwister und das von Eisi.

Im erwähnten Brief schreibt Gotthelf an Heinrich Maurer, der Roman zeichne eine traurige Seite des Volkslebens. «Eine Art vaterländischer Zorn» habe das Buch erzeugt. Und er wisse wohl, dass er die Geisel hart geschwungen habe, die Worte tief in Galle und Bitterkeit getaucht seien. Nein, ein Happy End gibt es nicht im «Geltstag»!

Werner Eichenberger

Quellen:
Hanns Peter Holl «Gotthelf im Zeitgeflecht»
Friedrich Sebass «Jeremias Gotthelf»
Werner Günther «Der ewige Gotthelf»

Illustrationen:
Karl Gehri, Prachtausgabe um 1890,
Otto Sutermeister, La Chaux-de-Fonds

Gotthelf
zentrum emmental lützelflüh